

Verbundkatalog Kalliope

In: National-Zeitung (Basel). Nr. 219, 14.5.1933

Zwei kleine Bücher.

Mann, Klaus

1933-05-14

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Zwei kleine Bücher.

Die Stimmung der Zeit ist den beiden hübschen kleinen Büchern, die der Rowohlt-Verlag anbietet, nicht eben günstig. Trotzdem — oder gerade deshalb — empfangen und öffnen wir sie mit einer gewissen Gerührtheit und einer fast freundschaftlichen Sympathie. Ihre Stimmen sind zart, kleine Bücher, und werden sicherlich von aufdringlicheren Stimmen leicht überhört werden. Doch der Klang eurer Stimmen ist rein — nicht sehr erregend, aber auf eine etwas melancholische Art angenehm unserem Ohr. — Das eine Buch, „Lyrische Novellen“, ist von der jungen Schweizerin Annemarie Schwarzenbach, die sich durch eine frühere Arbeit, „Freunde um Bernhart“, schon Anerkennung verschaffte. Franz Hessel, der Autor des anderen Buches, „Ermunterungen zum Genuss“, hat seit langem viel Freunde bei allen, die etwas vom Lesen verstehen. Er gehört zu den Wenigen, die in deutschem Sprachgebiet die grosse Tradition der kleinsten Form mit Anmut und Geschicklichkeit fortsetzen, und wir müssen ihn also in die Familie der Peter Altenberg und Polgar rechnen (wobei zu bemerken ist, dass wir ihn nicht ganz von der Genialität Altenbergs, dafür aber reiner, weiter fort vom Journalismus als Polgar finden). Diese Kunstform der Skizze, die wir genauer als ein heiter-belehrendes Traktat bezeichnen sollten, schien mehr in Wien zu Hause, als in Berlin. Aber es reut für den Prozess, den Berlin durchzumachen im Begriff war — diesen Prozess der Auflockerung, des Europäisch-Werdens, der nun mit so beispielloser Brutalität abgebrochen wurde —, dass eben nun auch dort so liebesarte und lebenskluge Gebilde entstehen konnten, wie sie sonst nur in Wien oder Paris, entstehen und verstanden werden konnten.

Genossen wir also, entgegen dem Zeitgeschmack, noch einmal diese Erfahrungheit in den kleinsten Dingen, die jeder Seite des Buches ihren Reichtum und ihre Schönheit gibt. Lernen wir mit ihm, diesen einzigen Gromstädter, die „Kunst des Spaziergehens“, die er so gut kennt und so reizend empfiehlt, — diese ruhvolle und aufmerksame Haltung der „ambulanten Nachdenklichkeit“, dieses melancholische und kluge Epikurertum. Gehen wir mit ihm in die „Schule des Genusses“, dieses holde und strenge Zucht. Während er unbeteiligt scheint, dieser gemächlich Schlendernde,

nimmt er in Wahrheit Anteil an allem — nicht nur an den Menschenschicksalen, von denen er uns erzählt, sondern auch an dem Leben der Dinge — der Strassen, Häuser und Gegenstände —, das so viel schwerer zu erraten ist. Wie schön ist es, wenn er in einem Traum das Bild des sommerlich verlassenen Berlin entstehen lässt, die grosse, glühende Stadt selber spricht zu ihm: „Ich grosse Stadt fräule mich auf die Zeit, in der ich leer werde von Menschen und voll von mir selber“. Was wird da nicht alles beschworen und angedeutet: der Reiz der Jahreszeiten, junges Gemüt und Christaumschmuck; Sprichwörter, mit denen sich spielen lässt; die sich nur scheinbar wandelnden, in Wahrheit ewig gleichen Formen der Liebe; das Meer, der gute Regen und immer wieder die Stadt, deren Geheimnisse dieser Dichter aus einer so genauen und tiefen Erfahrung kennt. Und zwischen all diesen Studien, die das Irdische auf eine fast fromme Art feiern, steht ein Kapitel, wie das über das kindlich-hingeworfen erlebte Pfingstfest, in dem die Ergriffenheit vor dem Geist wie die Ergriffenheit vor einem irdischen Schauspiel — vor einem Gewitter, einem Regenbogen — wird.

Von einer ähnlichen Ergriffenheit vor den irdischen Dingen ist auch die lyrische Erzählung der Annemarie Schwarzenbach, nur dass hier der Ton nicht weise-betrachtlich, sondern knabenhaft-begeistert, bittertraurig oder glücksberauscht ist. Die Handlung ist beinahe nichts: ein Junge aus gutem Hause — eine Variétékünstlerin von merkwürdig kaltem, unnahbarem Liebreiz —: das ist alles. Weiter scheint es nichts zu geben auf dieser Welt — und mit einem Innig sich verströmenden Gefühl wird die Geschichte dieser hoffnungslosen, bitter-süßen Liebe erzählt. Wie gern erzählen wir die ganze Naivität dieses ersten, wonnevollen Schmerzes, die Unbedenklichkeit dieses knabenhaften Subjektivismus. Mit wie viel Rührung hören wir noch einmal diese Melodie, da sie doch noch einmal, und immer wieder, so frisch, so wahrhaftig kommt. Die Weise kenne ich doch! — aber sie wird noch einmal neu, diese ganze Stimmung zwischen Hansum und Rilke, zwischen „Pan“ und „Malte Laurids Briggs“. In diesen Gegenden ist sie seelisch zu Hause, aber erzählerisch verzichtet sie auf Maniertheit, die die jungen Leute sonst wohl so gerne von diesen Meistern mitbringen. Der Stil hat Leichtigkeit, Duft und Rhythmus, aber er bleibt wohl-

tuend einfach, ja von einer gewissen Sachlichkeit bei allem Ueberschwang, eher an den besten Amerikanern, etwa an Hemingway, geschult. — Man könnte gegen diese junge Buch einwenden, dass die Figuren, die es uns vorstellt, niemals recht plastisch werden, nicht einmal die des geliebten Mädchens. Der Subjektivismus dieser lyrischen Reiche geht so weit, dass die Existenz der anderen nie als solche, nie als die Tatsache eines fremden Schicksals ernst genommen wird, sondern immer nur in Bezug auf die Gefühle, die sie in dem Erzählenden und Erlebenden auslöst. Das ist der typische Fehler solcher Erstlingswerke, deren Charme ohne ihn vielleicht nicht denkbar wäre. Eine andere Eigenschaft des Buches, die mich etwas stört, ist seine fast penetrante Atmosphäre von sozialer Sorglosigkeit, die auf manche gerade anziehend wirken mag. Alle haben sie ihre Autos, essen in netten Restaurants und verkehren in der englischen Botschaft. Das spricht freilich an sich noch nicht gegen die Stärke ihrer Gefühle, die trotzdem tödlich sein kann. Mir ist aber der Leser vorstellbar, der durch so viel feines Leben ernervt, etwa sagte: Junger Herr — wenn du nicht so sorglos auf dem materiellen Gebiet wärest, würdest du über deine Herzenssorgen wesentlich leichter hinwegkommen. Nichts antwortet einen grossen Schmerz so leicht, als wenn man ihm einen gar zu luxuriösen Rahmen gibt. — Die schönsten Stellen des Buches sind die, die von Berlin weg und in die Landschaft hinaus gehen. Einige dieser Landschaftsschilderungen sind von so grosser Schönheit, dass sie allein genügen würden, um das Dichtertum dieses ephemerischen jungen Autors zu beweisen. Alle Mittel sind da, und wir zweifeln nicht daran, dass Annemarie Schwarzenbach sie noch in einer bedeutenderen Weise verwenden wird, als heute, da sie ihr dazu gedient haben, ihre junge Not und ihre schweizerische Traurigkeit auf eine so hübsche Art darzustellen. Klaus Mann.

National-Zeitung
Basel Nr. 219

14. Juli 1931